

Nr. 11. Posen, den 12. März. 1893.

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen. (Nachdruck verboten.)

„Himmel und die Welt!“ kam es erstaunt von den Lippen des Herrn Stephan Heller, als ihm Frau Briesemeister (das war seine Wirthin) fünf Briefe entgegenhielt. „Ich habe doch nicht zwei Geburtstage, habe mich nicht verlobt und bin auch nicht Prokurist geworden.“

In der That: Herr Stephan Heller war Buchhalter ohne Prokura bei Mehring und Compagnie, Damen-Mäntel engros, war Junggesell aus Prinzip und hatte seinen Geburtstag im Mai, während der Kalender augenblicklich im Zeichen des September stand.

„Na, na“, sagte Frau Briesemeister, da sie gerade nichts Anderes zu sagen wußte, und schloß, nachdem der Miether ihr die Briefe abgenommen, die Thür.

Heller ging im Halbdunkel die Treppe empor, schloß sein Chambregarni auf, zündete Licht an und legte die Briefe auf den Tisch. Seit undenklicher Zeit hatte er nicht fünf Briefe auf einmal bekommen.

Er war eigentlich nur gekommen, um seinen Regenschirm zu holen — im Stern, seinem Stammwirthshaus, warteten wie allabendlich seine Klubgenossen auf seine vergnügte Gegenwart; außerdem hatte er Hunger. Aber diese fünf Briefe mußte er zuvor lesen!

„Hochzuverehrender Herr!

Ein großes Glück, das vom Himmel in den Schoß fällt, pflegt das Herz des Beglückten warm zu machen, eindrucksfähig für das Elend und den Jammer der Mitmenschen, welche das Unglück mit unbarmherziger Faust in den Staub drückt. Ein tief beklagenswerthes Wesen faßt sich ein Herz, um in Verbindung mit innigsten Glückwünschen dem Manne, welchem Fortuna ihr Füllhorn in den Schoß geschüttet, ihre Lage zu schildern und seine werkthätige Theilnahme zu erbitten.“

Herr Heller hielt mit Lesen inne, nahm stillschweigend das Couvert des Schreibens und las die Adresse: „Herrn Buchhalter Stephan Heller — —“

„Ja, zum Kuckuck, was soll das heißen? In meinen Schoß —?“ — Er blickte zu seinen Unaussprechlichen hinunter. „Was soll mir denn das Frauenzimmer hineingeschüttet haben? Dann hob er die rundliche Figur wieder, schüttelte den kurz aufgesetzten rundlichen Kopf mit dem darüber gestülpten Cylinder und riß nachdenklich die kleinen, blauen, quellenden Augen auf.

„Keine Ahnung!“

Er suchte die Unterschrift des Briefes: „Dorothea Maßmann geborene von Förstemann.“

„Kenne ich nicht.“

Er las weiter: „Hören Sie gütigst meine Geschichte. In guten Verhältnissen geboren und erzogen, fiel ich einer unbezwinglichen Neigung zu einem Manne anheim, dessen bestrickendes Aeußere und einschmeichelndes Wesen mir damals die Kraft gab, alle Schranken zu überspringen. Er war Schauspieler — meine Eltern entschieden gegen die Heirath. Als sie sich zu roher Gewalt verstiegen, um mich zum Entsagen zu zwingen, gewann ich es über mich, mit Fritz Maßmann — Sie haben ihn vielleicht von der Fama nennen hören —“ („Nicht im Geringsten!“ sagte Heller in Parantherse) „zu entfliehen, wie Heinrich Heine sagt: Entflieh mit mir und sei mein Weib und ruh an meinem Herzen aus. Ach! ich dachte damals nicht, wie traurig sich das Geschick jener Liebenden an mir erfüllen würde!

Wir wurden in einem kleinen Ort an der polnischen Grenze getraut und es folgte eine selige Zeit! Leider hatten wir in unseren äußeren Verhältnissen Unglück über Unglück; die Niederträchtigkeit der Direktoren, welche unseren Verdienst schmälerten oder ganz unterschlugen, eine langwierige Krankheit meines Mannes, welche mit seinem Tode endigte — all das drückte allmählich, aber unwiderstehlich uns in die tiefste Dürftigkeit hinab. Drei Kinder blieben mir, drei süße Mädchen. Ich versuchte meine Familie wieder zu versöhnen — ich stieß auf steinerne Herzen. Mühsam, unsäglich mühsam rang ich, mit der Handarbeit von Tagen und Nächten uns redlich zu ernähren. Ach, was wissen die Glücklichen von den Qualen, welche mit einem solchen Loose verbunden sind! — —“

„Loos? Tausend ja, ich werde doch nicht in der Lotterie gewonnen haben?“ kreuzte ein Gedanke das Gehirn des Lesenden. „Aber wieso sollte das Frauenzimmer dies früher wissen als ich? Na, weiter!“

„Meine Augen wurden von dem vielen nächtlichen Sticken und Weißnähen entzündet, das häufige Weinen verschlimmerte das Uebel. Am Ende entwickelte sich eine schwere Augenkrankheit daraus. O, mein Herr, ich habe mein Augenlicht eingebüßt, ich sehe die herrliche Gotteswelt nicht mehr! Zwei meiner Mädchen habe ich im Waisenhause untergebracht, das älteste mußte ich als Stütze und Führerin bei mir behalten.

Es ist ein jämmerliches Dasein, das ich hinschleppe, und ich wünschte, es wäre zu Ende. Ich rufe die Hülfe von Menschenfreunden an, ich bin dazu gezwungen!! O, wüßten Sie, welche Erfahrungen ich da gemacht habe! Und ich bin doch so anspruchslos. Ein paar hundert Mark genügen, mein Elend ein Jahr weiter zu fristen. Ein paar hundert Mark — das ist kaum der hundertste Theil von dem, was der Himmel Ihnen an einem einzigen Tage gespendet . . ."

„Das ist doch zu toll!" ruft Heller. „Ist das Weib verrückt? Wer hat mir zwanzig- bis dreißig-tausend Mark geschenkt? Ich muß wahrhaftig in der Lotterie gewonnen haben, oder der Brief ist ein schlechter Witz. Sollte der Meier — — hm!"

„Ich bin nicht so vermessen, daß ich um solch eine Summe bitten würde. Das Glück wäre zu groß für mich. Aber ich flehe Sie an: erbarmen Sie sich einer Unglücklichen! Was Sie mir geben, Sie legen es auf den Altar des Allbarmherzigen nieder, ein Dankopfer. Die Erinnerung an diese That wird Ihnen Ihre letzte Stunde versüßen. In größter Hochachtung . . ."

Folgte die Adresse mit Wohnungsangabe. Der Brief kam aus der Hauptstadt. — In Heller's inwendigem Menschen rührte es sich merkwürdig. Wie Flämmchen aus der Asche wollte der Jubel über ein wahrscheinliches, ja, kaum mehr zu bezweifelndes Glück ausbrechen, mühsam durch den Gedanken an eine Mystifikation gedämpft — daneben konnte er sich dem erschütternden Eindruck nicht entziehen, den die Schilderung eines so hart geprüften Menschendaseins auf ihn ausübte. Ein so guter Kerl, wie er war! — und: Leben und leben lassen sein Grundsatz!

„Wenn's stimmt, soll sie das Geld haben, so wahr ich Stephan Heller heiße. Aber . . . aber . . ."

Er griff zum zweiten Brief. Eine Geschäftskarte fällt aus dem Couvert: Joel und Landmann, Bank- und Wechselgeschäft. Aber auch ein Brief:

„Hochgeehrter Herr!

Es ist heut zu Tage nicht leicht, ein Vermögen zu verwalten, beziehungsweise gut anzulegen. Der niedrige Cours des Geldes bedingt für die sicherste Anlage, die Anlage in Hypotheken, einen äußerst geringen Zinsfuß, wie Ihnen bekannt sein wird. Die lukrativere Anlage, diejenige in Papieren, zu der Sie sich wenigstens zum Theil entschließen dürften, erfordert die Verbindung mit einem der Börse nahestehenden Vertrauensrath unbedingt, wenn sie rationell genannt werden will. Unser Geschäft, welches zahlreiche Kunden in der Provinz seit Jahren in reeller und erfolgreicher Weise bedient, bietet die günstigsten Bedingungen, um sich Ihnen empfohlen zu halten. Wir stellen es Ihnen anheim, ob Sie die Wahl der Papiere vertrauensvoll in unsere Hände legen, oder selbst in dieser Beziehung Wünsche äußern wollen, in welchem Falle wir Ihnen nach bester Kenntniß aller einschlägigen Verhältnisse zureden oder abrathen würden. Machen Sie gütigst einen Versuch mit unserer, des besten Renommés genießenden Firma, Sie werden es nicht bereuen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst Joel und Landmann."

Natürlich, wieder aus der Hauptstadt! „Könnt Ihr genießen — aber erst Auskunft nehmen, dazu ist Schimmelpfeng da", nickt Heller, dem immer ausgelassener zu Muth wird. „Vor Allem erst: Mammon her." Der dritte Brief.

„Hochgeschätzter Herr!

Die beträchtliche Summe, welche Ihnen das Glück geschenkt, genügt doch nicht, um einen Menschen, resp. eine Familie durch die Zinsen unabhängig zu stellen, falls man sich darauf beschränkt, dieselbe in gewöhnlicher Weise anzulegen. Wenn Sie den Versuch machen wollten, mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren, würde ich in der Lage sein, Ihnen stets gegen Wechsel von hochachtbarer, ja einflußreichster Seite einen ungewöhnlich hohen Zinsfuß zu vermitteln. Sie dürfen versichert sein, daß Sie nicht das Geringste riskiren, nach keiner Richtung hin. Sie würden es auf diese Weise ermöglichen, daß sich Ihr Vermögen in kurzer Zeit verdoppelt. Vielleicht überlegen Sie sich die Sache. Ich stehe Ihnen jeder Zeit zu Diensten.

Mit der größten Hochachtung
Samuel Hochberg.

Ich bitte genau auf die Adresse: Lucasstraße 22 zu achten, da sonst Verwechslungen vorkommen könnten."

„Verdammter Kravattenonkel!" macht Heller mit einer Geberde des Widerwillens. Im Begriff, den Brief zu zerreißen, hält er ein und wirft ihn zu den beiden gelesenen auf den Tisch. „Fauler Zauber!" Und er nimmt den vierten Brief; während er ihn aufreißt, bläst er die Backen auf und die wasserblauen Augen quellen wie die Knöpfe heraus.

Eine ungeübte Handschrift — ein unsauberer Wisch.

„Lieber Herr!

Es geht mir schlecht. Habe eine zahlreiche Familie, acht Kinder. Der Verdienst ist gering, daher ich gern nach Amerika auswandern wollte, wo es noch viel Land zu bebauen giebt. Habe aber kein Geld dazu, im Gegentheil das größte Elend. Wollte unterthänigst den gnädigen Herrn gebeten haben, von dem großen Gewinn um Gottes Willen mir so viel zukommen zu lassen, daß ich mit meine acht Kinder und zweite angetraute Frau nach Amerika auswandern kann. Gott wird es Sie lohnen, auch zahle ich Alles wieder zurück, wenn ich gute Ernten mache.

Es grüßt Sie mit vielen Bitten. Wäre auch eine Unterstützung nicht abgeneigt. Bitte vielmals!

Ihr Freund und Gärtnereigehülfe
Friedrich Lautenschläger."

Heller lachte laut auf. „Alter Freund und Lautenschläger, bleibe im Lande und nähre Dich redlich mit den acht lebendigen Kindern und der zweiten Angetrauten. Aber weiß Gott, ich muß gewonnen haben, viel gewonnen haben! Wo in aller Welt wissen die Leute das schon her? Das giebt einen Jux im Stern — einen Jux — —"

Indem ist noch Nummer fünf geöffnet.

„Bitter und Bunkenburg, Zivil-Ingenieure, Patent-Bureau . . . Fernsprech-Anschluß . . . Giro-Konto bei der Reichsbank . . . Herrn Buchhalter Heller, M . . .

Sehr geehrter Herr!

Für eine lukrative Kapitals-Anlage halten wir stets eine Reihe der werthvollsten Erfindungen bereit, zu deren Ausbeutung den betreffenden Erfindern das nöthige Kapital mangelt. Wer es erfahren hat, wie wir, wie häufig die unscheinbarste Idee, mit dem gehörigen Kapital in's Werk gesetzt, die Quelle von Hunderttausenden, ja Millionen wird, und andererseits: wie oft werthvolle Erfindungen aus Mangel an Kapital todt liegen bleiben oder schließlich gewissen gewerbsmäßigen Patenthyänen zur Beute fallen, bietet gern die Hand, um das Interesse des denkenden Kopfes mit dem des Kapitalisten zur Freude und zum Segen der Menschheit zu vereinen. Wir werden uns jedenfalls erlauben, unseren Reisenden bei Ihnen vorsprechen zu lassen, welcher Ihnen eine Reihe von Patenten vorzulegen den Auftrag hat. In der angenehmen Erwartung, daß Sie dieser höchst beachtenswerthen Sache Ihre geneigte Aufmerksamkeit schenken werden, zeichnen wir" u. s. f.

„Schöne Idee das! Wollen mal sehen, was der Mann mit sich herumschleppt. — Juch!" (Ein Freudensprung.) „Nun aber raus — in den Stern! Himmelkreuzbomben . . . und die zwei Briefe gehen mit!"

Er ergriff die Offerte Samuel Hochberg's und die Seufzer des europamüden Gärtnergehülfen und steckte sie in die Brusttasche. Den Regenschirm vergaß er.

* * *

Es giebt sechs räthselhafte Leute, welche das kleine „separirte" Eckzimmer im Stern gemüthlich genug finden, um jeden Abend, der nicht eine außergewöhnliche Abhaltung mit sich bringt, in demselben zu verleben. Das Zimmer ist mit einer lichten, mißfarbenen Pfennigtapete beklebt, welche überdies durch die lebensgroßen Brustbildlithographien von Potentaten und nationalen Größen, zwei süßliche Mädchenköpfe in Chromo und einige Photographien verunziert wird; die Decke rissig und räucherig, das Mobiliar bestehend aus einem Wachstuchsopha mit großem runden Tisch davor, zwei kleinen Spiel-

tischen und einem halben Dutzend Rohrstühlen. Der Gesammteindruck zugleich licht, nüchtern und verbraucht.

Zur Entschuldigung jener Leute dient, daß sie Junggesellen sind, bis auf den Musiklehrer und Komponisten Höntjes, der, wenn er nicht im Wirthshaus sitzt oder schläft, entweder Musikunterricht ertheilt oder an seinem „Lebenswerk", dem Oratorium „Die heilige Genovefa", komponirt. Seine Frau wird ohne ihn fertig, wie er sagt.

Diese Sechs schwatzen zuweilen, zuweilen spielen sie Karten. Wenn sie Alle beisammen sind, so giebt es zwei Skatpartien. Zwei dieser sonderbaren Leute sind überlegen, ruhig und weise: der Provisor von der Adlerapotheke, Gelbke, und der Prokurist von Schnee und Weiß, Manufakturwaaren, Herr Simmler; zwei nervös und genial aufgeregt: der langmähnige „Kapellmeister" Höntjes und ein kleiner, etwas übereilt dem Gymnasium entlaufener Reporter, Doktor Meier geheißen (Schriftsteller und Barbiere haben beim Publikum auf den Doktortitel Anspruch); zwei jovial, heiter bis zum Uebermuth: der dicke Baumeister Egel und der glückliche Stephan Heller.

Stephan Heller ist mit einem Sprung in der Stube, um den runden Tisch mit der billigen Zinkhängelampe darüber ertönten unartikulirte Laute befriedigten Willkomms.

„Ein Bier?" fragt Paul, der halbwüchsige Kellner, welcher hinter Heller eingetreten.

„Bier? Eine Flasche Sekt und die Speisekarte, sage ich!" — Paul lächelt verlegen.

„Mißrathenes Kaninchen, glaubst Du, ich mache Spaß mit Dir?" Ein vernichtender Blick trifft den Ganymed. „Sekt, sage ich Dir, aber vom besten."

„Jawohl, Herr Heller!"

Die zwei Weisen lächeln überlegen. Der Kapellmeister springt auf und ruft nach: „Paul, mir auch eine Flasche, auf Rechnung des Herrn Heller!" Herr Meier ruft: „Halbpart, Höntjes!" Der Baumeister aber wälzt sich vom Stuhl empor, bewegt sich gravitätisch mit den kurzen Pluderbeinchen auf Heller zu, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt zugleich treuherzig und nachdrücklich:

„Stephan, Du hast eine Tante beerbt."

(Fortsetzung folgt.)

Andalusisches Theater.

Von P. Sander.

Der reiselustige Deutsche, den es treibt, sich persönlich davon zu überzeugen, daß jenseits der Pyrenäen ein Beefsteak nicht mehr zu den kulinarischen Genüssen zählt, der unter mancherlei Enttäuschungen — freilich auch gemischt mit den reinsten Freuden — das schöne Spanien durchstreift, wird auch beim Besuche eines spanischen Theaters sofort empfinden, daß er nicht mehr auf deutschem Boden steht.

Das Theater selbst unterscheidet sich durch Bauart und Ausschmückung nicht wesentlich von den unsrigen; auffallend erscheint dem Fremden zunächst nur seine Größe. Selbst in einer andalusischen Mittelstadt von etwa hundertzwanzigtausend Einwohnern — eine solche haben wir bei unserer Schilderung im Auge — ist das hauptsächlichste Theater umfangreicher als das Berliner Opernhaus.

Nach spanischer Sitte hat es keine ständige Künstlergesellschaft, sondern eine Schauspielertruppe, die vielleicht vorher in Madrid, Barcelona oder Sevilla gastirt hat, wird auf mehrere Monate für das Theater gewonnen.

Der Zuschauerraum ist gewöhnlich, wie bei uns, im Halbkreis erbaut; doch ist das Parquet, das fast nur vom männlichen Geschlechte besucht wird, durch einen breiten Mittelweg getheilt, der sich während der Vorstellung mit umherstehenden Herren anfüllt, die keinen Sitzplatz, sondern nur ein Entrée — „Entrada" etwa achtzig Pfennig — gelöst haben. Diese „Entrada" muß außer der Bezahlung für den Platz von Jedem entrichtet werden, der das Theater betritt.

Die Logen sind das eigentlich Charakteristische eines spanischen Schauspielhauses und unterscheiden sich von unsern Käfigen gleichen Namens auf das Vortheilhafteste. Zwei Ränge, die nur aus Logen bestehen, ziehen sich rings um das Theater. Die untere Reihe entspricht etwa der Höhe unserer Parquetlogen, die obere unserm ersten Range. Diese pflegen im Preise gleichwerthig zu sein. Dann folgen noch mehrere Ränge oft bis zu schwindelnder Höhe, die vom Volk benutzt werden; denn in Spanien ist der reiche und der arme Mann gleich leidenschaftlicher Theaterbesucher.

Eine spanische Theaterloge bietet ein Bild von Komfort und Gemüthlichkeit, wie man sie in einer spanischen Wohnung vergeblich suchen würde. Freilich wird die Geselligkeit auch mehr in den Theatern, als im Hause gepflegt, sind sie doch der beliebteste Vereinigungspunkt der sogenannten „Gesellschaft". Der Grund hierzu liegt nicht nur in dem wenig gastreichen Charakter der Andalusier, sondern vielfach darin, daß ein großer Theil der Logen Privatbesitz ist und somit gewissermaßen eine zweite Häuslichkeit der Besitzer bildet. Wenn es sich um den Bau eines Theaters handelt, pflegen sich die reichen Leute der Stadt zu diesem Unternehmen zu vereinigen. Wer eine bestimmte Summe zahlt, gelangt dafür in den festen Besitz einer Loge. Diejenigen Logen, bei denen kein Eigenthumsrecht besteht, werden an Abonnenten vergeben, die allabendlich von ihrem Abonnement Gebrauch zu machen pflegen. Nur der kleinste Theil aller Logen bleibt frei, d. h. nur im Ganzen, niemals einzelne Plätze.

Wer seine Loge nicht benutzt, überläßt sie mit echt spanischer Liebenswürdigkeit Freunden oder Bekannten, ohne je dafür Geld anzunehmen. Aus dem festen oder zeitweiligen Besitz ein Geschäft zu machen, erscheint ihm undenkbar.

Bequeme Stühle stehen in den Logen frei wie in einem Zimmer. Der hintere Theil ist von dem vorderen durch einen Vorhang getrennt und mit kleinen, gemüthlichen Sopha's, mit Tischen oder sonstigen, zur Bequemlichkeit oder Verschönerung dienenden Zimmergeräthen ausgestattet.

In diesen kleinen Theater-Boudoirs spielt sich fast das ganze Gesellschaftsleben ab. Hier wird geplaudert, kokettirt, geliebt, gehaßt, verheißen und versagt, geworben und abgewiesen.

Hier wird sogar heimlich — natürlich nur hinter der Gardine ge — raucht, nicht etwa geküßt. Küssen gilt im heißen Lande der Goldorangen für ein Verbrechen. Zulässig sind nur die beiden Wagenküsse, welche die Damen, ob sie sich lieben oder hassen mögen, bei Begrüßungen und Verabschiedungen — und sollten dieselben drei Mal täglich stattfinden — austauschen.

Nein, geraucht wird! Verstohlen in den Logen und öffentlich auf den Gängen und auf den Treppen. Das Theater ist erfüllt von dem Duft der Cigarette, der dem Südländer so lieblich dünkt und dem Nordländer so unsympathisch ist.

Wenn schon diese Unsitte etwas Befremdliches für den Nichtspanier ist, so setzt ihn der im Theater herrschende Lärm vollends in Erstaunen.

Wer in ein andalusisches Theater geht, um mit der Andacht, wie wir sie unsern Musentempeln zu weihen gewohnt sind, der Aufführung zu folgen, sieht sich arg enttäuscht. Die laute und lebhafte Unterhaltung, die vor Beginn des Stückes herrscht, dämpft sich nur wenig, nachdem der Vorhang aufgezogen ist. Wer etwa in die bei uns übliche Entrüstung, die sich dem Störenfried gegenüber durch Zischlaut oder mißbilligende Blicke kundgiebt, verfallen wollte, würde sich einfach lächerlich oder gar unmöglich machen. Er wäre der Störenfried. Die Spanier kommen und gehen, wann es ihnen beliebt; giebt es doch viele, die der Bühne nicht einen Blick schenken; sie kennen das Stück ja aus- und einwendig, haben es so und so oft gesehen und gehört. Und wenn nicht eben eine besonders reizende Künstlerin die Blicke der Männer auf eine Weile fesselt oder der auffallend hübsche, interessante erste

Liebhaber die Gluthaugen der andalusischen Damen auf sich zieht, so kann man ungenirt weiter parliren und kokettiren.

Die junge Andalusierin ist in der That reizend. Nicht nur die höheren Stände, sondern auch das Mädchen des Volkes. Ihre Züge weisen fast nie regelmäßige Schönheit auf; ihre Gestalt ist nicht stattlich oder majestätisch. Im Gegentheil. Die andalusische Jungfrau ist eher klein als groß, schlank und graziös, jedoch bereits jene Rundung zeigend, die bei der jungen Frau sich in wenigen Jahren schon zu übertriebener Fülle zu gestalten pflegt. Ihre Hände und Füße, auf die sie mit Recht stolz ist, sind von ungewöhnlicher Kleinheit und Zartheit. Die meist dunklen Augen sind wundervoll und geben sich keine sonderliche Mühe, das aus ihnen sprühende Feuer durch Niederschlagen des Blickes zu dämpfen. Die Gesichter sind durchweg mehr interessant als schön, mehr anziehend und pikant als formvollendet.

Man gestatte diese wenigen Worte über die südspanische Frau; ist sie es doch, die den Haupt-Anziehungspunkt im Theater bildet. Durch sie ist das Haus ein Anblick, der das Herz jedes Schönheit liebenden Menschen erfreuen muß. Wer im Parquet, der Bühne den Rücken wendend, nur den Anblick des gefüllten Zuschauerraumes auf sich wirken läßt, wird geblendet sein von dem doppelten Kranze anmuthiger, festlich geschmückter Damen, der sich um das Theater zieht.

In hellen, eleganten Gesellschaftstoiletten, mit Blumen im Haar und am Busen, strahlend von Brillanten, Lebensgenuß und Jugendschönheit, lächelnd und fächelnd, so blicken sie aus ihren Logen hernieder wie Gemälde aus ihrem Rahmen.

„Lauter hübsche, blühende junge Mädchen und Frauen?“ fragt erstaunt der Deutsche. „Ja, wo sind denn die Mütter und Großmütter, denen bei uns der vordere Platz gebührend eingeräumt wird?“

Zu solcher Frage aber lächelt die spanische Mutter und Großmutter mitleidig und meint, wir Deutsche hätten keinen Geschmack.

Bei uns gewähre das Theater nur einen kalten, nichtssagenden Anblick. Damen in wollenen Straßentoiletten, mit dunklen Handschuhen und im Vordergrunde der Logen verblühte, runzlige Gesichter, hinter denen die rosige Jugend kaum sichtbar wäre, weil dem Alter die Ehre gebührt.

Die Spanierin verzichtet gern auf diese Ehre. Sie überläßt der leiblichen Enkelin freudig den Vorderplatz, wo sie gesehen wird und sieht. Hat sie doch selbst in jungen Jahren diesen Platz behauptet, und darum zieht sie sich jetzt völlig zurück in den Hintergrund, in ihrem unscheinbaren, schwarzen Kleide — der hergebrachten Tracht des Alters — je älter sie ist, desto unsichtbarer macht sie sich.

Ihr Kindeskind dagegen ist bestrebt, sich um so sichtbarer zu machen.

Sind schon die Brüstungen der Logen sehr niedrig, so wird noch alle mögliche Kunst aufgeboten, um die junge Dame in ihrer Loge dem Beschauer fast in ganzer Figur zu zeigen.

Auf die vorderen Sessel werden fast ein halbes Dutzend Kissen übereinander gethürmt, so daß die junge Schöne den Sitz förmlich ersteigen muß. Je jünger und hübscher, desto mehr Kissen; je kostbarer Toilette und Schmuck, desto mehr gönnt sie der Mitwelt von ihrem Anblick. Und wahrhaftig, nur ein Griesgram oder ein eingefleischter Moralist vermöchte sich dem Eindruck zu entziehen, den das liebliche Bild ausübt. — Unter den Theater-Besuchern sieht man auch nicht selten Kinder.

Vom vierten Jahre an werden die Kleinen, wenn gerade ein Logenplatz frei ist, mit in's Theater genommen, wo sie dann, aufgeputzt nach den Gesetzen des neuesten Pariser Modejournals, und nachdem sie den ersten Akt glücklich überwunden, ihren süßen Kinderschlaf, anstatt zu Haus unter weichen Bettchen, unter erschwerenden Umständen auf dem Sopha in der Loge absolviren.

Ein acht- bis zehnjähriges kleines Mädchen sitzt aber schon wie eine kleine Dame auf ihrem Platz; den Kopf bald rechts, bald links, so daß die unerläßlichen Brillantohrringe in ihren kleinen Kinderohren in allen Farben des Regenbogens glänzen.

Und ob sich für diese Kinderohren und Kinderaugen die Darstellung auch eignet, danach fragt Niemand. Die Kleine ist das Kind eines reichen Vaters, eines Logenbesitzers, darum gehört sie in's Theater und ist sich dieses Rechtes voll bewußt.

Eitelkeit ist in den Augen unserer südspanischen Brüder und Schwestern keine Schwäche, sondern eine Eigenschaft, die von jedem Menschen verlangt wird. Deshalb geben die jungen Herren den Damen darin nichts nach. Die jungen Saison-Löwen, die allabendlich in modernster Toilette in den Logen Süßholz raspeln und ihren Cylinder dabei zierlich in der Hand balanziren, lassen diesen jede Woche mit andersfarbigem Atlasfutter versehen, um ihm den Glanz zweifelloser Neuheit zu verleihen.

Einfach berückend! denken jedenfalls die jungen Spanierinnen, deren unschuldige Mädchenherzen nur schwer solchem Ansturme zu trotzen vermögen. — —

Wenn die Bühne bestimmt ist, ein Spiegelbild des Lebens zu geben, so darf es nicht Wunder nehmen, daß sich das Spiel des spanischen Schauspielers auffallend von dem unserer Künstler unterscheidet. In Mimik und Gestikulation wird dort in einem Abend so viel geleistet, daß ein deutscher Darsteller auf ein Jahr damit auskommen könnte.

Dem Andalusier ist das nicht auffällig. Kann er doch, selbst auf der Straße, nicht fünf Minuten ein Gespräch führen, ohne mit den Armen in der Luft herumzufechten und alle zehn Schritte stehen zu bleiben, als ob sich die Unterhaltung um den Frieden Europas und nicht um das letzte Stiergefecht oder den neuesten Hosenschnitt drehte.

Und ebenso lebhaft gestikulirt die junge und feine Dame. Die Leute zeigen gern, daß sie Temperament haben.

Das zeigen sie auch in der Art, wie sie den Künstlern ihren Beifall zollen. Kalt und ruhig erscheinen wir Deutsche in unserer höchsten Begeisterung gegen diesen Sturm.

Von den zentnerschweren Blumenspenden, mit denen eine Primadonna beglückt wird, ganz abgesehen, sind die Aeußerungen des Entzückens gegen die bei uns üblichen ein brandendes, schäumendes Meer im Vergleich zu einem leise bewegten See. Es dauert oft lange, ehe sich die Wogen des Jauchzens, Schreiens, Stampfens und Händeklatschens legen.

Gilt es eine Künstlerin besonders zu ehren, so öffnet sich plötzlich eine Klappe oben am Plafond des Hauses und heraus schwirren, ängstlich flatternd zahllose, schneeweiße Täubchen, das Theater zu einer Volière gestaltend. Publikum und Darsteller bemühen sich, die reizenden Geschöpfe einzufangen, man überreicht einige der Heldin des Abends, und mit den lieben Thierchen im Arm verneigt sie sich glücklich lächelnd vor der begeisterten Menge. Zuweilen ergießt sich auch ein Regen von huldigenden Gedichten auf die Gefeierte. Dieselben scheinen wie die weißen Täubchen direkt vom Himmel auf sie hernieder zu schweben und sind eine in Andalusien nicht allzu ungewöhnliche Huldigung. — —

Eine förmliche Prüfung für den Fremden bilden die Zwischenakte. Diese dehnen sich häufig über eine Stunde aus und werden für den harmlosen Zuschauer, der nur ins Theater gegangen ist, um sich die Aufführung anzuschauen, zu einer wahren Tortur, da die Vorstellung, die um acht Uhr beginnt, sich nicht selten bis tief nach Mitternacht ausdehnt. „Oh über diese endlosen Pausen!“ seufzt der Ausländer; aber der Spanier liebt sie, die ihm oft interessanter sind, als die ganze Vorstellung, die ihm Gelegenheit geben, die Freuden der Geselligkeit neben dem Kunstgenuß zu pflegen.

Doch Alles hat ein Ende, so auch ein andalusischer Theaterabend. Der Vorhang fällt, die Ausgänge öffnen sich, und Männlein und Weiblein verlassen den Tempel, in dem sich Musen und Grazien so hold vereinigten.

Die Damen hüllen sich in ihre eleganten Burnus und schlagen sorglich den weißen Spitzenshawl über den rosigen Mund, um sich — nicht etwa vor Eiseskälte oder Schneestürmen da draußen zu schützen — nein, sie fürchten die herrliche, andalusische Winternacht, die unserm Wonnemonat zur Ehre gereichen würde, mit ihrem säuselnden Zephir und dem strahlenden Himmelszelt.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.